# Aus meiner Knabenzeit : etwas von Jugend, Schule und Schulweisheit

Autor(en): **Bogler, C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **2 (1926)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-320283

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# Aus meiner Knabenzeit.

## Etwas von Jugend, Schule und Schulweisheit.

Von C. Vogler.

Warum ausgerechnet ich von meiner Schulzeit und meinen Erfahrungen im Schulbetriebe erzählen soll, ist mir eigentlich unverständlich, habe ich doch, von einem sehr kurzen und an äußeren Erfolgen recht spärlichen Gastspiele an der Badener Bezirksschule abgesehen, nur Dorfschulbänke gedrückt und pflegt doch einer meiner spätern Badener Kollegen heute noch zu behaupten, daß mein ganzes Dasein eine lebendige Anklage auf das Schulwesen überhaupt darstelle. Wäre ich schon von den kleinen Mißtrauenserscheinungen angekränkelt, mit denen die Natur in vorgerückteren Jahren etwa die abnehmenden Fähigkeiten zu ersetzen trachtet, so könnte ich hinter der Einladung zu einem Beitrage an die Badener Neujahrsblätter leicht eine kleine Bosheit wittern, denn ich habe mit meiner Schreiberei schon mehr als einmal den Haupterfolg darin gefunden, daß ich die Leser ärgerte und mich selbst blamierte. Aber vielleicht sind es gerade die eingangs erwähnten beiden Momente, die den Herausgeber der Neujahrsschrift reizten und ihn veranlaßten, mich aus dem Busch zu klopfen und zum Plaudern zu bringen. Genau genommen spricht ja auch derjenige am unbefangensten über eine Sache, der am wenigsten davon versteht, und so ist es am Ende doch nicht allzu vermessen von mir, wenn ich mich hier einmal öffentlich ein wenig über Dinge auslasse, die ich von einem höchst subjektiven Gesichtspunkte aus zu betrachten pflege und über die ich Ansichten habe, die die zünftigen Pädagogen schon mehr als einmal die Hände über dem Kopf zusammenschlagen ließen. Wie sollte man auch ruhig bleiben können, wenn ich mit einer Unverschämtheit, wie sie nur die absolute Unwissenheit gebären kann, die Behauptung aufstelle, daß die heutige Schule, mehr noch als die zu meiner Zeit, zu einem guten Teile dazu da

sei, die Eltern der eigenen Obsorge über ihre Kinder zu entheben, indem sie diese in den Schulpferch steckt, sie, wie wir uns vorzuheucheln pflegen, „nutzbringend beschäftigt" und „erzieht" und mütterlich dafür sorgt, daß sie in Gottes freier Natur und im unbeeinflußten Verkehr unter sich und ihresgleichen nicht Noch dümmeres machen. Oder wenn ich meine Auffassung über die ganze Verkehrtheit der Schulorganisation durch die Erklärung zu beweisen versuche, daß nur die in völliger Freiheit — nicht der Erziehung, aber des Lebens — verbrachte Kinderzeit die nötigen körperlichen und geistigen Grundlagen schaffe, auf denen man im späteren Schulbetriebe alles das, wozu man heute zehn und mehr Jahre braucht, in fünfen zu erreichen vermöchte, weshalb man die Jugend erst mit zwölf Jahren zur Schule zulassen und mit siebzehn von gesetzeswegen wieder hinausjagen sollte.

Ich verüble es den Lesern durchaus nicht, wenn die einen, zumal die jungen unter ihnen, finden, solche Biertischsprüche sehen mir ähnlich, und man brauche sie ja glücklicherweise nicht zu glauben, oder wenn die Alten, die mich immer viel zu tragisch nahmen — ich denke da auch an Abgeschiedene — sagen würden, solche Aeußerungen seien entweder Hirngespinste oder aber freche Herausforderungen derer, die das alles nach Regel und Gesetz studiert haben und demzufolge auch viel besser wissen als ich, gewesener Hilfslehrer eines liederlichen, die Disziplin untergrabenden Nebenfaches. Weder die einen noch die andern werden es der Mühe wert halten, von mir Belege zu fordern, es wäre denn in der Absicht, den einmal begonnenen Unsinn weiter zu spinnen und zu sehen, mit welchen Geistessprüngen ich mich schließlich auf das Trottoir solider Wissenschaft und Pädagogik zu retten suche. Und doch liegt die Erklärung meiner Behauptungen gar nicht so sehr abseits: man braucht nur die Zahl der jungen Männer und Töchter, die fünf bis sechs Jahre Primarschule, vier Jahre Bezirks-, annähernd so viele Jahre Mittelschule und dann noch ein paar Semester Hochschule über sich ergehen zu lassen die körperliche und moralische Kraft besaßen, mit der Zahl derjenigen Leute — Inhaber von Doktortiteln und anderem

mehr — zu vergleichen, die man im praktischen Leben zu nichts gebrauchen kann, dann hat man den Beweis. Ich bestreite nicht, daß es viele Leute gibt, die etwas wissen, frage aber nach solchen, die etwas können! —

Aber da bin ich nun unversehens da angelangt, wo ich eigentlich aufhören wollte, und ich könnte also ruhig mein Manuskript einpacken, im stolzen Bewußtsein, mit wenig Worten so ziemlich alles gesagt zu haben, womit man ein biederes Erziehergemüt in Harnisch bringen kann. Aber wie Redaktoren im allgemeinen und die kein Zeilenhonorar bezahlenden im besondern nun einmal sind, so hat mir auch der meinige ziemlich genau vorgeschrieben, wie viele Zeilen und wie viele Silben pro Zeile ich ihm bis Mitte November abzuliefern habe, damit er nicht in Verlegenheit komme, und da bleibt mir denn nichts anderes übrig, als mit Gottes Hilfe weiterzufahren. Auch sehe ich in Gedanken zu beiden Seiten des Ländliweges, im Tschori und in all den mir nicht bekannten Schlupfwinkeln, in denen man heute „Schule macht", so viel angstvoll-entsetzte Mienen über die bevorstehende Verdummung und Entsittlichung der Jugend infolge der von mir gepredigten Verkürzung der Schulzeit und der daraus unfehlbar resultierenden fünfzigprozentigen Lehrerinnen- und Lehrerreduktion, daß ich schon aus reinem Menschlichkeitsgefühl noch ein paar freundlichere Lichtlein aufzustecken versuchen muß.

Ich selbst will ja auch garnicht so ernst genommen sein, wie es den Anschein haben könnte, und Gott behüte mich davor, daß einer sich gekränkt und in seiner Wissenschaft bloßgestellt fühle und mir am Ende noch eine öffentliche Polemik an den Hals hänge. Was ich hier bieten möchte, ist ein kleiner Vergleich zwischen dem Tun und Treiben der Dorfjugend und derjenigen in der Stadt, ein Versuch zu zeigen, wie das Landleben in seiner freien Art an der Erziehung der Kinder mitwirkt, und um dem in der Stadt aufgewachsenen oder sonstwie verstädterten Erzieher einen Einblick in das Empfindungsleben des in die Stadtschule verpflanzten Landkindes zu gewähren und ihm den Kontakt mit diesem vielleicht etwas erleichtern zu helfen.

Der Leser möge mich da auf einem Spaziergang begleiten, der uns durch die Zürcherstraße zum obern Bahnübergang, dann rechts in den Wald und durch die Spitelau bis zur Wegweisertanne führt. Oder nein, wir gehen doch lieber etwas weiter der Landstraße entlang, denn ich höre schon wieder die unartikulierten Laute, mit denen mich die damals im Liebenfels untergebrachten Taubstummen erschreckten, als ich an einem herrlichen Frühlingsmorgen des Jahres 1886 zum ersten Male auf jenem Wege zur Aufnahmeprüfung der Badener Bezirksschule pilgerte. Ich hatte vorher nie Taubstumme gesehen und gehört, und aus allen Gängen und Ecken des mir so unheimlich groß und kalt scheinenden Badener Schulhauses gellten mir an jenem Tage deren Schreie entgegen und verfolgten mich beim Rechnen, beim Aufsatz und allem, was ich tat, sodaß ich am Abend die Worte „du hast, meine ich, auch mehr Glück als Verstand", mit denen mir der hohe, blasse Badener Pfarrherr meine Aufnahme verkündete, vernunftsmäßig ganz wohl begriff, wenn sie auch ein bischen weh taten im Herzen und mir ein Tränlein erpreßten auf dem einsamen Heimwege, auf dem ich so recht Muße fand, den Tag noch einmal gründlich durchzukosten.

Bei meiner Ankunft schon verschüchtert durch das Treiben auf dem Schulhausplatze, auf dem sich die Badener so recht als Alteingesessene gebärdeten und herumtollten wie die Hottentotten, war ich auf ein Trüpplein Buben zugesteuert, die unter einem der Kastanienbäume standen und von denen, den Schuhen nach, die meisten ebenfalls ihren anderthalb bis zweistündigen Weg hinter sich haben mochten. Wir schauten dem Spektakel wortlos zu, und jeder von uns dachte so ziemlich dasselbe. Nur dem kurzbehosten, schwarzgelockten Herrensöhnchen mit den großen runden Italieneraugen schien städtisches Tun nicht ganz fremd zu sein, und der dickkopfige Untersetzte, der mit seinen halb zugekniffenen Augen und den seitlich heraustretenden Kieferwinkeln selbst beim Sprechen so aussah, als ob er zu beiden Seiten einen Kieselstein zwischen den Zähnen zu zermalmen hätte, schien im Stillen des einen oder andern Kräfte abzuschätzen und zu überlegen, mit welchem von ihnen

anzubandeln sich am ehesten lohnen möchte. „Ine, de Barthli chunnd, de Togg isch scho dobe", gellte es plötzlich über den Platz, worauf der ganze Janhagel dem Eingange zustürmte, beinahe über den rundlichen Schulabwart hinweg, der innerhalb der Türe mit kräftigem Arm und saftigen Sprüchen den Strom zu zerteilen und nach zwei Richtungen zu lenken suchte. Wir andern standen erst noch still, nicht recht wissend, was mit dem sonderbaren Rufe anzufangen sei, bis ein stattlicher Herr im Radmantel und mit wallendem grauem Bart aus der Weiten Gasse in den Schulhausplatz einbog. Da dämmerte uns denn auf, daß mit dem „Barthli" und dem „Togg" wohl Lehrer gemeint sein könnten. Also Uebernamen gab's da! Uebernamen auf Lehrer, auf so würdig aussehende alte Herren, denen man sogar „Professor" sagte — pfui Teufel! — Im Schulzimmer kamen unser zwei gerade recht, um die einzige noch leere Bank direkt vor dem Pult zu besetzen. Es schien hier Mode zu sein, die hinteren Bänke zuerst zu erstürmen, während wir zu Hause wetteiferten, in möglichste Nähe des Lehrers zu kommen. Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten mich, als ich, diesmal der langen, schnurgeraden Landstraße entlang, bald lässig dahinschlendernd, bald mit munter klapperndem Tornister wie ein Rößlein trabend und mit der zum Eintritt in die Bezirksschule erhaltenen Uhr in der Hand abzählend, an wie vielen Telegraphenstangen ich in jeder Minute vorbeizukommen vermochte, der Heimat zustrebte. Aber was mir auch alles an Erlebnissen des Tages durch den Kopf gehen mochte, immer tauchte das Pfarrerswort wieder auf, ja, als ich nach einem längeren Trabe verschnaufend das Ohr an eine der Stangen legte, glaubte ich es auch im Summen der Drähte zu vernehmen und bildete mir ein, daß nun sicher auch meinen Eltern telegraphiert werde, ich habe mehr Glück als Verstand gehabt. Unwillkürlich begann ich dann über meine bisherigen Schulerlebnisse nachzusinnen, konnte mich aber nicht erinnern, von unserem Lehrer, der seines gelähmten Armes wegen unsern Kopf zwischen seine Beine klemmen mußte, um mit der gesunden Hand die nötige Bewegungsfreiheit zu gewinnen, wenn er sich einmal mit dem einen oder

andern von uns etwas gründlicher auseinanderzusetzen genötigt sah, jemals eine ähnliche Bemerkung gehört zu haben. Seine übrigens nur in Fällen gerechtestens Zornes und daher auch höchst selten und in denkbar erträglichstem Maße applizierten Hiebe nahmen wir als eine im Augenblicke zwar nicht sonderlich angenehme, aber meistens auch von uns als wohlverdient angesehene, offene und nicht hinterhältige Aeußerung der ehrlichen Entrüstung über irgend eine unserer ebenfalls ohne Falsch und Arglist begangenen jugendlichen Missetaten, zwar oft mit viel Geschrei, aber ohne eigentliche Angst entgegen. Wir liebten trotz alledem unsern Lehrer, weil er uns nie seelisch verletzte. Landbuben, denen beim Pflugtreiben etwa einmal ein Ochse auf die Zehen tritt, oder die beim ungeschickten Unterlegen statt des Steines oder Holzklotzes die Finger unter das Wagenrad schieben, sind gegen körperliche Schmerzen wohl auch weniger empfindlich, und von der städtisch-juristischen Auffassung, wonach eine Ohrfeige oder Eins auf den Hintern als „entehrende Körperstrafe" zu betrachten sei, wußten wir damals noch nichts.

Aber da hätten wir nun im Plaudern beinahe außerhalb der steinernen Brücke den tief eingeschnittenen Weg übersehen, der zum Oberforst hinaufführt und in dem sich vielleicht noch Ueberreste der hölzernen Prügel befinden, die ehedem den Straßenbelag bildeten. Zu einem Besuche der Pilzkolonien, deren genaue geographische Lage mit zu den unerforschlichen Geheimnissen von Bartholomäus Fricker selig gehörten, oder zu einer Inspektion der Krähennester und Eicherhütten, die wiederum nur wir Schulbuben zu finden wußten, reicht die Zeit nicht, denn es geht meiner Heimat zu, und da fährts mir immer etwas hastig in die Beine. Oben auf der Höhe kommen wir durch jungen Laubwald, zu unserer Schulzeit ab und zu von Kahlschlägen durchbrochen, durch die man Ausblick auf den Fislisbacher Kirchturm und einige Punkte des Reußtales gewann, und die uns auf dem Schulwege als zeitliche Orientierungspunkte dienten. Bald treten wir oberhalb Staretschwil ins Freie und können nun ruhig den Weg durchs Dörfchen nehmen, statt rechts durch die Sumpfwiesen am

Weiher vorbei zu gehen, denn der Alte, dessen Haus wir eine zeitlang im weiten Bogen zu umschleichen uns genötigt sahen, weil einer von uns ihm den Spottnamen „Böpper" nachgerufen hatte, wird uns wohl kaum noch etwas anhaben. Der gute Mann besaß nämlich neben seinen übrigen mehr versteckten Habseligkeiten auch einen weithin leuchtenden Kropf, von dem der boshafte Volksmund behauptete, daß er vom Verschlucken eines „Flechtpoppers"*) herrühre. Die alte Wirtschaft unten bei der Straßenbiegung ist vor Jahren abgebrannt und damit die „Bierbrauerei", d. h. ein unter der Kellerstiege angebrachtes Siedkessi, in dem ein gräuelnd-säuerliches Gebräu hergestellt wurde, welches, da es von drei strammen Staretschwilermeitli kredenzt wurde, trotzdem getrunken und insbesondere von den Wettinger Seminaristen mit süßem Augenblinzeln und lockendem Zungenschnalzen vertilgt wurde, Künste, die der mir am besten bekannte von ihnen heute noch mit derselben Virtuosität beherrscht, mit der er im traulichen Samstagshock seine Rauchringel in die Gambrinusluft bläßt.

Beim Hinterbächli würde ich nun gerne nachsehen, ob unsere verborgenen Steinnester noch vorhanden seien, die wir uns heimlicherweise anlegten, um in Kriegszeiten gegen die unsere Schule ebenfalls besuchenden Buben der Nachbargemeinde mit genügend Wurfmaterial versehen zu sein, wenn wir nach dem von uns hundertfältig angestimmten Schlachtgesang „o wie schön, wie schön sind d'Taretschwiler, denn si händ, si händ gar großi Müler" zu Tätlichkeiten übergingen. Auch möchte ich gerne schauen, ob nicht hinter einem der großen Birnbäume in Hinterhumbels Matte am Ende gar noch eines der weinenden Büblein oder Mägdlein stehe, denen wir Oberrohrdorfer Buben von Zeit zu Zeit abpaßten, um ihnen mit frommem Augenverdrehen das Weihwasser aus den grünen Schlegelflaschen zu trinken, das die allzeit etwas bräveren Staretschwiler in der Rohrdorfer Kirche holen ließen, und mit

*) Steinerner oder eiserner Kloß, manchmal auch alte Kanonenkugel, die zum Beschweren der fertigen Stücke des Strohgeflechtes dienten, damit man es beim Weiterflechten nicht vom Tische herunter zog.

dessen Genuß wir Kraft und Weisheit einzusaugen wähnten. Aber seit wir auf unserem Wege zur Badener Schule beim Tagesgrauen einmal zwei starre Beine über das Bachbord hinausragen und im Wasser den Kopf eines jungen Mannes liegen gesehen, der bei der nächtlichen Heimkehr von einer Taufe vom Wege abgekommen und dort ertrunken war, gehe ich lieber unterhalb jener Stelle dem Bächlein entlang in die neue Straße hinunter, die gerade auf unser Wohnhaus, dem Gasthof zum Löwen gegenüber, zuführt. Daß auch auf unserem Hause ein zwar praktisch nie ausgeübtes Tavernenrecht lag, wußte im Dorfe kaum jemand. Dafür war aber das „Weiße Kreuz" außen herum um so besser bekannt, und manchen Sonn- und Feiertag weiß ich, da ich, den Schlüssel zu meinem Spielzeugkasten zu unterst im tiefen Hosensack vergraben, die Nachmittagsstunden zwischen den Bohnenstauden hinter der Bürstenfabrik oder in einem mit dem Heurüpfel herausgerissenen Loche des Heustockes in unserer alten Scheune verbrachte, um nicht meine Wagen und Pferde, um deren hölzernes Wohl mit Schmieren, Bürsten, Striegeln und Misten ich alltäglich gewissenhafter besorgt war als mancher Roßknecht, den oft scharenweise in Haus und Garten herumtollenden Stadtkindern herausgeben und sie mir von ihnen kaputtschlagen lassen zu müssen. Und manch einen Erwachsenen weiß ich, der bei Hammenschnitz und Märxler recht schön zu tun und gar glimpfliche Worte zu drechseln verstand, dessen Nacken aber eingerostet und dessen Zunge angefroren zu sein schien, als es etliche Jahre später bei Ammann Voglers nichts mehr zu holen gab.

Nun wieder einmal zu Hause, muß man mir schon gestatten noch etwas weiter meinen Jugendträumereien nachzuhängen, die mich hinter dem Löwen hindurch an Pfarrers Waschhäuslein vorbei auf unsere Hofmatte hinunterführen, auf der wir im Herbste, mitten unter dem weidenden Vieh auf dem Rücken liegend, Maulaffen feil hielten, oder, der eine den andern an Fantasie und Maulheldentum überbietend, Luftschlösser bauten. Ich blagierte mit Vorliebe von einem „steinreichen" Schwager, der nach meiner ganz selbstverständ-

lichen Ansicht einst kinderlos sterben und mir sein gesamtes Hab und Gut vermachen würde, bestehend aus unzählbaren Millionen Bargeld, Haus und Hof und Reben, und nicht zuletzt auch einem Ponny, das immer beim Anfahren sich eine zeitlang auf den Hinterbeinen produzierte und dann bei unserem obern Garten oder in Baden bei der Schönegg mit seinem Wägelchen wie der Teufel um die Ecke rannte. Von diesem Wägelchen hoffte ich zwar, daß es noch bei Lebzeiten meines Schwagers durch ein neues ersetzt werden möchte, denn es war zufolge des ehelich zwar untadeligen, körperlich jedoch stark zu gunsten der weiblichen Seite verschobenen Gleichgewichtes bedenklich aus dem Senkel geraten und sah beinahe so aus, als ob es immer mit der einen Seite auf dem Randstein und mit der andern im Straßengraben führe. Der Hofmatte entlang fließt der Vordere Bach, den wir Buben im Sommer zu stauen pflegten, um auf diese Weise einen Badeweiher zu schaffen und, an Sonn- und Feiertagen wenigstens mit einem Nastüchlein sittsam bekleidet, in einer schokoladefarbenen Flüssigkeit herumzuplatschen, gegen die mir später die Wasser im Chrottebädli der alten Badener Badanstalt als die reine Grotte von Capri vorkamen. Gings dann auf dem Heimwege wieder an Pfarrers Waschhäuslein vorbei, so mochte uns wohl etwa in den Sinn kommen, daß gartenseits ein üppiger Pfirsichbaum stand, dessen köstliche Last uns mehr als einmal schon gereizt hatte. Was uns jedoch von einem verwegenen Ueberfall bislang immer noch abzuhalten vermocht hatte, war des Pfarrers lange Geißel, mit der er in weitausholendem Schwung seine Hühner fort zu klöpfen pflegte, wenn sie ihm, gedankenlos, wie auch ganz richtige Hühner manchmal sind, in den Friedhof und hinter den Grabschmuck geraten waren. Eines Tages jedoch glaubte einer von uns den Pfarrer fortgehen gesehen zu haben; das schien uns die gegebene Gelegenheit zu sein, uns wenigstens einmal nach dem Reifezustand der Pfirsiche umzusehen. Zwar trug ich meinerseits immer noch etwelche Bedenken, denn einerseits hätte ich mich in den Grundboden hinein geschämt, wenn des Pfarrers hübsche, sanfte Schwester Viktorine, der ich nach ihrer Ankunft

im Dorfe das erste Weißbrot holen durfte, mich auf einer Missetat ertappt hätte, und anderseits war es nicht ganz ausgeschlossen, daß auch die Kaplanenköchin um den Weg war, die mir stets ein heimliches Grauen einflößte, weil sie mit ihrem scheibenrunden Gesicht, ihrer Hakennase und den über einem Paar großer Vollaugen langsam auf- und niedergehenden Augendeckeln immer dreinsah wie ein enterbter Nachtheuel. Schließlich siegten jedoch Ueberredung und Unternehmungslust, und vermittelst eines aus Löwenwirts Schopf herbeigeschleppten Leiterchens erstieg ich das niedere Dächlein und kroch bis zum First, um von dort aus das Terrain zu rekognoszieren. Die Luft schien mir rein, weßhalb ich das Gros der Räuberbande nachdirigierte. Der eine den andern bei den Füßen haltend, bildeten wir sodann eine Kette, die wir von oben her Glied um Glied ergänzten, bis ich, Kopf voran über das Dächlein herunterhangend, die obersten Früchte zu erlangen vermochte. Alles wickelte sich prompt und lautlos ab, und ich hatte den einen meiner tiefgründigen Hosensäcke nahezu gefüllt, als plötzlich vom First herab der halblaute Ruf: „der Pfarrer!" ertönte. Richtig sahen wir ihn auch schon so rasch, als es ihm seine Wohlbeleibtheit gestattete, das Gartenweglein herunterkommen.

Entsprechend der planmäßigen Verabredung fing die Kette auch sogleich an, sich raupenartig rückwärts zu bewegen, kam jedoch nicht sehr weit, denn einer der Ziegel der Dachtraufe schob sich mir unter die Weste, sodaß ich daran wie an einem Widerhacken hängen blieb. Nach einigen vergeblichen Versuchen, mich wieder flott zu kriegen, und wohl auch aus Angst vor dem mittlerweile auf dem Schauplatze angelangten Pfarrer, ließ der Teigaffe, der mich an den Beinen hielt, los, und ich schoß, durch das Geäst des Baumes und zwischen zwei schwarzen Rockärmeln hindurchgleitend, bolzgerade mit dem Kopf in den weichfedernden pfarrherrlichen Bauch hinein. Zwar hatte ich mich schon bei seinem Herannahen noch zu vergewissern vermocht, daß der Pfarrer die Hühnergeißel nicht bei sich hatte, aber ich entsann mich dabei auch eines früheren Vorkommnisses aus der Christenlehre, bei dem mir der kräftige solothurner

Jurassier die Ueberzeugung beibrachte, daß er seinen Willen gegebenenfalls nicht nur durchzusetzen, sondern ihm auch nachhaltige Wirkung zu geben verstand. Kaum auf die Beine gekommen duckte ich mich denn auch unwillkürlich in die in solchen Fällen übliche Stellung, und erst das Ausbleiben des erwarteten geistlichen Hagelwetters und ein verstohlener Blick in des Pfarrers Antlitz ließen mich diesmal die Anwendung einer andern Methode vermuten. Unaufgefordert packte ich dann meine Pfirsiche aus und war nicht wenig erstaunt, als der Pfarrer sich freundlichst dafür bedankte, daß ich ihm die am schwersten erreichbaren Früchte heruntergeholt habe. Das feine Lächeln, das ihm um die Mundwinkel spielte, bemerkte ich erst, als er mir einen der Pfirsiche mit den Worten überreichte: „Da nimm auch einen — damit du weißt, wie gut die andern gewesen wären." Nach meinen Helfershelfern, die sich schnöde aus dem Staube gemacht und nicht einmal das Leiterchen versorgt hatten, frug er mich nicht, denn er wollte mir den Gewissenskonflikt ersparen, entweder zum Hehler oder zum Angeber zu werden. Aber ich wußte es von mir aus so einzurichten, daß jeder sich selbst anzeigte, indem ich der ganzen Bande den Bären aufband, ich hätte sie beim Pfarrer verraten, worauf am nächsten Beichttage sämtliche Beteiligten die Art ihrer Betätigung bei dem Diebstahle aufs genaueste beschrieben und so aus eigenem edlem Antriebe den Pfarrer viel besser informierten, als selbst der zuverlässigste Augenzeuge es vermocht hätte. Wenn ich mich recht erinnere, konnte der schlimme Handel auch bei meinen Mithelfern mit drei Vaterunser und dem Glauben, jedoch ohne Pfirsich, endgiltig gesühnt werden.

Zu solch erbaulichem Tun blieben nach der Aufnahme in die Bezirksschule noch knappe vierzehn Tage, dann hieß es jeden Morgen um halb sechs Uhr den schwerbepackten Tornister auf den Rücken und den anderthalbstündigen Weg unter die Füße nehmen. War das Wetter schön, so war die Wanderung durch den Wald ein Genuß, und man ging erfrischt an die Tagesarbeit. Regnete es aber und kam man mit kotigen Schuhen im Schulhause an, so riskierte man schon beim Ein-

tritte in dasselbe ein Donnerwetter von Seite des Abwartes, das uns aber, zumal es weniger bös gemeint als gut gemimt war, immerhin lieber war, als im Klassenzimmer etwa die Bemerkung: „Wie kommst denn du wieder daher? Deine Mutter scheint zu Hause auch eine heitere Ordnung zu haben, daß sie dich mit solchen Schuhen und Hosen in die Stadt laufen läßt", mit der ich einmal in einem der Lehrzimmer empfangen wurde. Ueberhaupt, diese vielen Schulräume, in die man Stunde um Stunde zügeln mußte und in denen man nie heimisch wurde! Und die vielen Lehrer, von denen uns jeder anders behandelte und zu denen man nie in ein persönliches Verhältnis kommen konnte! Schön war's nach meiner damaligen Auffassung nur bei dem blondbärtigen großen Manne mit dem breitrandigen schwarzen Filzhut, bei dem wir „j' ai", „tu as", „il a" lernen mußten. Das war der Junge unter der Lehrerschar, bei dem man warm zu werden vermochte. Neben ihm war wohl noch der Zeichenlehrer da, aber ich lernte dessen Eigenart erst in späteren Jahren kennen und schätzen. Während der Schulzeit wußte ich nie so recht, ob ich mich auf seine lachenden Augen verlassen dürfe, oder ob hinter seinem Rücken schon die bekannte „Latte" schlagbereit sei, weshalb ich seine Stunden stets mit einem Gemisch von Zutrauen und Angst besuchte. Da wußte man bei einem andern schon eher, woran man war, wenn er mit dem Pultdeckel klapperte und sagte: „Hörst du, wie der Apfelbaum sich bäumt?" Selbstredend sang ich auch gern, denn bei Papa Rauber galt ich etwas, da er die an der Aufnahmeprüfung zum Ausdrucke gekommene Auffassung des Stadtpfarrers nicht zu teilen schien. Auch waren da nette Mädchen mit dabei, und die sah ich damals schon so gerne wie in späteren Jahren. Zu jener Zeit freilich begnügte ich mich in angeborener Schüchternheit damit, sie von ferne anzuschauen, und die eine oder andere der heutigen Badener Damen hat keine Ahnung davon, daß ich hie und da beim alten Buchbinder Kappeler ganz unnützerweise ein Heft oder für einen Fünfer Röslifedern kaufte, nur um sie im Vorbeigehen durch das Schaufenster ansehen zu können. Will man vielleicht heute wissen, wen es anging, so

braucht man mich nur zu fragen — aber persönlich — und ich werde mein ganzes Herz ausschütten! —

Hatten wir auch am Nachmittag noch Schule, so trottete ich die Halde und Kronengasse hinunter zu meiner Schwester. Aber auch da hatte ich beim Essen immer Heimweh nach unserem großen Familientisch und der hellen Stube, in der es nicht nach Mehlstaub, Limmatwasser und Fischen roch. Dieses Heimweh war es auch, das mich am Abend die Schritte verdoppeln und, kaum zu Hause angekommen, auch sofort an die Aufgaben gehen ließ, nur damit ich nachher um so ungestörter noch ein Stündchen bei der Mutter in der Küche oder beim Vater in Keller, Scheune oder Trotte herumhantieren konnte. Und ich weiß heute auch ganz genau, daß nur das ständige Sehnen nach dem Dorfe und dem trauten Daheim schuld an meiner Ueberempfindlichkeit war, die mich fast in jedem Lehrer einen Quälgeist und persönlichen Widersacher sehen und mir den Besuch der Bezirksschule mehr und mehr zur Pein werden ließ. Nirgends glaubte ich Verständnis zu finden, das Gefühl der Verlassenheit und des Verkanntseins steigerte sich bis zur eigentlichen Angst, ja bis zum körperlichen Schmerz, und ich simulierte durchaus nicht, wenn ich unserem Hausarzte, dem klugen und kinderfreundlichen Doktor Albert Minnich, klagte, daß ich im Badener Schulhause Tag für Tag, je nach Fach und Lehrer, alle Stärkegrade des Bauchwehs, angefangen beim leisesten Drucke, bis zum gedärmeumdrehenden Würgen und Reißen durchkoste, bis er mir nach Verabreichung von allerhand unappetitlichen Tränklein und bittern Pülverchen eines schönen Tages die langersehnten zwei weitern Jahre Dorfschule verschrieb.

Eine liebe Erinnerung an die Badener Schulzeit ist mir allerdings erhalten geblieben: zwei flinke Füßlein, drüber zwei mollig gedrechselte Wädelein, von denen ein Paar schwerer Zöpfe zum rabenschwarzen Scheitel führten und dann in zierliche Simpelfränslein ausmündeten, unter denen zwei lustige Schelmenäuglein hervorblinzelten, so ist sie in meinen Lebenskreis getrippelt — und heute hat sie mir, als allezeit getreue Helferin, mein Manuskript ins Reine getippt. —